



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seinem einmal aufgesteckten Banner treu bleiben und die Verantwortlichkeit eines legislativen Actes ablehnen zu sehen, dessen unansbleibliche Folgen man ihm wenigstens nicht wird zur Last legen können.

Ein preußischer Constitutioneller.

W o c h e n b e r i c h t .

Aus Constantinopel, den 12. Februar 1853. Das muhamedanische Reich war seit länger als sechs Monaten in einer als entscheidend anzusehenden Krisis, die dreifacher Natur ist: finanziell, governemental und im engeren Sinne politisch. Nachdem das Ministerium Reschid Paschas aus Anlässen gestürzt worden war, deren Ausgangspunkte in der Sphäre des Serails liegen, und die bis auf den heutigen Tag nicht völlig klar und unzweifelhaft enthüllt worden sind, nahm ein anderes, den Personen nach, aus denen es bestand, von dem vorhergehenden wenig verschiedenes Cabinet, unter der Leitung des seitherigen auswärtigen Ministers, Ali Pascha, als Großvezier, seine Stelle ein, um am 7. October v. J. durch die gegenwärtigen Gewalthaber auf's Neue zu Fall gebracht zu werden. Man weiß allgemein, daß die vielbesprochene, durch den Fürsten Kallimachi, damaligen ottomanischen Gesandten zu Paris, auf Reschid Paschas Autorisation hin, contrahirte Anleihe im Belaufe von fünfzig Millionen Franken die Veranlassung dieses Ministerwechsels war. Das Bezierat Mohammed Ali Pascha, welches nachfolgte, übernahm damals die bereits bestehenden Finanzwirren als Hauptschwierigkeit; die Befregung der aus der Nichtratification des Anlehens erwachsenden Schwierigkeiten bildete also gleich anfangs eine Hauptaufgabe für dasselbe, von der gesagt werden kann, daß sie bis zur Stunde ungelöst geblieben ist. Aber die Verlegenheiten mehrten sich mit den Tagen der Amtsdauer. Man hatte im neuen Cabinet das System Reschid Paschas laut und offen als den Verderb des Staates, als ein Regime, welches nothwendig das Land zum Ruine hinführen müsse, bezeichnet, und consequenter Weise durfte man nicht säumen, ihm ein anderes, der eigenen Meinung nach besseres, entgegenzustellen. Dieses neue System ist in vielen Blättern als der Inbegriff der Maximen der sogenannten alttürkischen Partei, von der man viel im Auslande und wenig in Stambul selber hört, bezeichnet worden, doch, wie ich glaube, mit großem Unrecht. Das Wahre ist, daß dieses System, wenn man es so nennen will, aus dem Kopfe Mohammed Ali Paschas, des gegenwärtigen Großveziers, selber entsprang. Dieser Staatsmann — auf die fragliche Person, die ihrer Herkunft nach ein georgischer Slave ist, angewendet, mag der Ausdruck etwas hyperbolisch sein, aber er entspricht mindestens seiner amtlichen

Stellung — besitzt einen unbengsamen, der kaiserlichen Schwagerschaft entstammenden Hochmuth als erste Eigenschaft. Im Uebrigen ist er ohne Kenntnisse, die elementarsten politischen nicht ausgenommen, und am mindesten befähigt, die Stellung des Reiches, seine Lage im Innern und namentlich nach Außen hin nur annähernd richtig zu erwägen und aufzufassen. Ein solcher Mann, der die abenteuerlichsten Begriffe über die Ausdehnung und Intensivität der türkischen Macht in sich trägt, vermochte am wenigsten der Vertreter einer nachgiebigen und versöhnlichen Politik zu werden, welche gleichwol unter den bestehenden Verhältnissen die einzig zulässige zu sein scheint. Im Gegentheil konnte sein „System“ von keinem andern Princip getragen sein, als von dem der rücksichtslosen Gewalt. Er hat dieselbe in Syrien zur Anwendung gebracht, und die Folge ist gewesen, daß der vorige Chef der türkischen Armee von Ardistan letztlich den insurgirten Drusen das Feld räumen mußte. In Montenegro ist er noch weit strenger, mit einer ganz besonderen und exemplarischen Nichtberücksichtigung auswärtigen Interesses eingeschritten, und dieser letztere Act hat gleichzeitig nicht nur die zwischen der Pforte und Oestreich bestehenden Differenzen vergrößert, sondern auch Rußland zum Einnehmen einer drohenden Position veranlaßt.

Der Unfriede mit Oestreich ist alt und schreibt sich vom Ende des Jahres 1849 her, wie Jedermann weiß. Aber er hat mehrere Phasen, und die, in welche er jüngst eingetreten, ist von der allerbedeutungsvollsten Natur. Eine völlige Aufklärung der Entwicklung, welche die Angelegenheit bis dahin genommen, kann erst von der Zukunft erwartet werden; indeß ist so viel gewiß, daß Seitens des Wiener Cabinets die Ansprüche nach und nach gesteigert wurden, und gegen den Schluß des letztverfloffenen Jahres in der allerpositivsten Form auf die Hauptforderungspunkte hinauslaufen, von denen andere Blätter (Erklärung des albanesischen Seeplatzes Durazzo zum Freihafen, Beanspruchung ausgedehnterer Garantien für die Christen in Bosnien, Einwanderungsrecht für österreichische Unterthanen) bereits berichteten, unter denen aber der eine, welcher das Einwanderungsrecht österreichischer Unterthanen und die Erwerbung von Grundbesitz auf türkischem Gebiet in Anspruch nimmt, von ganz außerordentlicher Tragweite ist. Gelingt es Oestreich, in dieser letztern Frage seinen Willen durchzusetzen, und wie die Dinge liegen, so darf man erwarten, daß es zu diesem Zwecke vor keiner Consequenz zurückbeben werde, so ist damit die orientalische Frage für die fernere Zukunft gelöst, die abendländische Cultur ergreift Besitz vom türkischen Reiche, und das Haus Habsburg erringt an Einfluß um das Zehnfache im Orient, was andere Mächte im Laufe des Jahrhunderts sich angeeignet.

Wie drohend sich indeß die Differenz immerhin um Neujahr bereits gestaltete, so ist sie, in Folge der Vorgänge am Fuße der „schwarzen Berge“ dennoch

seitdem noch um Vieles kritischer geworden. Die Angelegenheit Montenegros tritt als ein neuer Complex noch weit brennenderer Fragepunkte und zwar nicht nur zwischen Oestreich und der Pforte, sondern auch zwischen Rußland und dieser hin. Die beiden Großmächte haben sich nämlich wunderbar schnell zu einer Politik geeinigt, von der jetzt erst geahnet werden kann, was ihre letzten Ziel-punkte sind, die aber bereits seit einem Monat mit gewichtvoller Einstimmigkeit sich hierorts geltend macht.

Am vorletzten Sonntag (30. Januar) langte Graf Leiningen als k. k. außer-ordentlicher östreichischer Gesandter und bevollmächtigter Minister auf einem besonders von Triest abgefertigten Dampfschiff hier an. Wie man glaubt, überbrachte er nichts Anderes als ein Ultimatum mit Frist bis zum März. Dieser Zeitraum war bereits im Neujahr mit Bezug auf die vorerwähnten Fragen gestellt und ist beibehalten worden. Indes scheinen die Aufträge des Grafen Leiningen auch noch darauf hinauszulaufen, für den Augenblick die Einstellung der Feindseligkeiten gegen Montenegro und zwar kategorisch zu verlangen; — die Pforte wird sich nicht fügen.

Dazwischen rüstet die Pforte zu Wasser und zu Lande. Man hat im Divan die Ueberzeugung nicht aufgegeben, daß England und Frankreich ein gemeinsames Agiren Oestreichs und Rußlands nimmer gestatten würden, und die Vertreter jener Mächte scheinen dieser Meinung bedingungsweise beigepflichtet zu haben. Die nächsten Wochen müssen eine Entscheidung bringen.

Der Verfassungskampf in Spanien. — Der Ausfall der Wahlen in ganz Spanien liegt jetzt vor, und hat dem Ministerium eine Majorität gegeben, die die sanguinischsten Erwartungen seiner Anhänger noch übersteigt. Nach den Berechnungen der Oppositionszeitungen selbst haben die vereinigten Parteien der oppositionellen Moderados und Progressisten nur etwa 80 Abgeordnete durch-gesetzt, von denen zwei Drittel etwa moderirt, ein Drittel progressistisch ist. Die Progressisten namentlich haben starke Verluste erlitten, und mehrere ihrer hervor-ragendsten Leiter, worunter z. B. Dlozaga, sehen sich von den Cortes ausgeschlossen. Die gewaltige Phalang von 250 Abgeordneten (die Wahlen der Balearen und Canarischen Inseln sind noch nicht bekannt) wird als ministeriell bezeichnet. In Madrid, das eine große Menge abhängiger Beamten und Pensionaire unter seinen Wählern zählt, unterlagen sämtliche Oppositionscandidaten, in den Provinzen siegten sie dagegen in den meisten größeren Städten, wie z. B. Barcelona, Valencia, Sevilla &c. Nur Saragossa, sonst eifrig progressistisch, wurde seiner alten Fahne ungetreu, und wählte sogar Bravo Murillo, der durch den ganzen Einfluß der Regierung unterstützt wurde. Ueberhaupt haben nach allen Nach-richten die gouvernementalen Wahlumtriebe und Willkürlichkeiten jedes Maß über-schritten, und die ärgsten Vorgänge, an denen Spanien wahrlich nicht arm ist, überboten. Auf dem platten Lande und in den kleinen Städten, deren Bevölkerung

in Summa die der großen Städte weit übersteigt, hatten diese Manöver den im Voraus befürchteten Erfolg.

In Betreff der Cardinalfrage, die jetzt Spanien bewegt, der Verfassungsrevision, bleibt es gleichwol ungewiß, wie sich die Parteiverhältnisse im neuen Congress gestalten werden. Unter die Ministeriellen werden Männer wie Martinez de la Rosa, Sartorius, Bermudez de Castro, Esteban Collantes gerechnet, bisher stets eifrige Vertreter des parlamentarischen Princips und entschiedene Widersacher der Revisionsprojecte Murillo's. Es ist kaum denkbar, daß diese sich zu ernsthaften Verfassungsänderungen herbeilassen sollten. Nicht zu berechnen dagegen ist es, ob sie unter der soi-disant ministeriellen Partei Anhang genug finden werden, um einen Tiers-parti zu bilden, der dem Cabinet, falls es die Vorlagen seiner Vorgänger wieder aufnimmt, die Majorität zu entziehen im Stande ist. Sollte es sich bestätigen, daß das Ministerium Martinez de la Rosa zum ministeriellen Candidaten für die Präsidentschaft des Congresses aufstellt, so müßte man daraus folgern, daß es dieser constitutionellen Mittelfraction sehr bedeutende Zugeständnisse gemacht hätte, um jenen Staatsmann zur Annahme der Candidatur zu bewegen.

Jedenfalls haben diese Wahlen den erneuten Beweis geliefert, welchen großen politischen Fehler im Jahre 1845 die Moderadopartei beging, als sie, um die Macht der Progressisten zu brechen, den Censur unbillig erhöhte. Die Progressisten sind im Wahlkörper zur Ohnmacht verurtheilt, aber auch die Moderados selber sehen sich in der ärgsten Gefahr, mit der ganzen Verfassung der Ausbeutung der unverhältnißmäßig kleinen Wählerzahl durch das Gouvernement zum Opfer zu fallen. Die Ausfaat einer parteiischen Politik trägt jetzt ihre verhängnißvollen Früchte.

Da das Ministerium immer noch mit seinen Entschlüssen über die Verfassungsrevision hinter dem Berge hält, so ist die Besorgniß in Madrid groß. Die Opposition denkt aber keineswegs den Kampf aufzugeben, und da die 80 ihr angehörenden Abgeordneten eine viel zahlreichere Schaar großer parlamentarischer Talente zählen, als das Cabinet sie unter seiner Mehrheit aufweisen kann, so wird die Session voraussichtlich sehr stürmisch werden. Vorläufig fällt die ganze Last des Kampfes auf die Oppositionspresse, die, wie bisher, ohne Aufhören confiscirt wird, und mit gleicher Beharrlichkeit den Platz behauptet. Um die Mehrheit des Senates, die ihr bis jetzt nichts weniger, als gewiß war, sich zu verschaffen, hat die Regierung 37 neue Senatoren, zum größten Theil wenig bekannte Namen, creirt. Ein königliches Decret ernennt zum Präsidenten des Senates Don Joaquin Espeleta einen ziemlich abgenutzten absolutistisch gesinnten General. Sonst hatte man diese Function stets an politische Notabilitäten des hohen Adels, wie Miraflores oder Biluma übertragen. Die Vicepräsidenten sind entsprechend gewählt.

Nimmt das Cabinet die Pläne Murillo's wieder auf, so läßt sich, selbst wenn

Die Mehrheit der Cortes ihm zur Seite steht, nicht berechnen, was daraus folgen könnte. Unter seinen Gegnern sind Männer, die auf's Neueste getrieben zum Neuesten greifen könnten, und deren Einfluß und Bedeutung groß genug sind, um vielleicht eine furchtbare Catastrophe herbeizuführen. Narvaez ist noch immer in Biariz bei Bayonne und soll an seine Freunde geschrieben haben, nur die Gewalt werde ihn von dort weichen machen. Es verlautet nichts darüber, ob er nach Eröffnung der Cortes (sie findet am 1. März statt) nach Madrid kommen wird, um seinen Platz im Senat einzunehmen, und dem Hofe offen Troß zu bieten.

Aus England. — Der neue Lordkanzler Lord Cranworth scheint in Hinsicht der wichtigen Frage der Justizreform nicht den von ihm gehegten Erwartungen entsprechen zu wollen. Seine Reformen will er gegenwärtig auf Einrichtung einer Registratur der Besitzwerbungsurkunden von Grundeigenthum, und die Einsetzung einer Commission, um die Statutengesetze zu consolidiren, beschränken. Erstere Maßregel ist für den Grundbesitz, letztere für den praktischen Juristen von nicht geringer Wichtigkeit. Rechtliche Verhältnisse werden nämlich in England entweder durch Common law oder durch Statute law geregelt. Ersteres ist das seit unvordenklichen Zeiten überlieferte landesübliche Recht, fortgebildet durch die Entscheidungen der Gerichtshöfe, das Statute law dagegen begreift alle Erlasse des Parlaments über rechtliche Verhältnisse von Edward III. bis auf den heutigen Tag in sich. Diese letztern sind der Zahl nach (die speciell irischen und schottischen Statuten abgerechnet) bis Ende 1844 nicht weniger, als 14,408, und sind gesammelt in 40 enggedruckten Quartbänden, ohne alle Classification und in einem wahrhaft barbarischen Style abgefaßt, indem manchmal einzelne Perioden ganze Quartbogen in Anspruch nehmen, ohne von einem Paragraphen oder einem Absatz unterbrochen zu sein. Daß kein menschlicher Kopf eine solche Masse von Gesetzen verdauen kann, versteht sich von selbst, aber es ist auch gar nicht nöthig, da bei weitem die Mehrzahl derselben, mindestens drei Viertel, sich nur auf vorübergehende Verhältnisse bezieht, und gegenwärtig keine Anwendung mehr findet. Die Sichtung und Ordnung der noch brauchbaren würde jedenfalls eine große Wohlthat sein, und Lord Cranworth schmeichelt sich sogar mit der Hoffnung, daß es nur ein vorbereitender Schritt zur Herstellung eines Code Victoria sein werde.

Der Entschluß der ostindischen Regierung, Pegu von dem Birmanenreich loszutrennen und den britischen Besitzungen im Osten einzuverleiben, findet in der englischen Presse wenig Billigung. Die beiden in der Proclamation angegebenen Beweggründe: die Nothwendigkeit einer Entschädigung für frühere erlittene Benachtheiligungen und eines Sicherheitspfandes für die Zukunft findet man nicht stichhaltig und die ganze in dieser Angelegenheit befolgte Politik unbegreiflich. Man kann nicht einsehen, wie eine Provinz von so geringen Hilfsquellen, wie Pegu, deren Behauptung immer sehr schwierig sein wird, eine Entschädigung ge-

währen soll, da die früher von Birma abgerissenen und weit wohlhabenderen Provinzen jetzt noch nicht einmal durch ihre Einkünfte die Besetzungskosten decken. Wie die neue Eroberung zu größerer Sicherheit verhelfen kann, ist ebenfalls schwer zu entdecken. Pegu ist weder von Birma förmlich abgetreten, noch überhaupt schon im vollständigen Besitz der Engländer, denn der Gouverneur spricht in seiner Proclamation von der Nothwendigkeit, die noch darin befindlichen birmanischen Truppen zu vertreiben, was bei der energielosen Kriegsführung General Godwin's einige Zeit kosten wird. Anstatt den Krieg abzukürzen, kann die Einverleibung von Pegu ihn nur verlängern, denn die äußerst langsamen Fortschritte der Engländer in dem nun schon zwölf Monate dauernden Feldzug haben den ohnedies schon sehr übermüthigen birmanischen Hof gewiß nicht nachgiebiger gemacht, und die gewaltsame Abreißung einer Provinz kann die Collisionspunkte mit einer Regierung nur vermehren, welche durch die Unfähigkeit des commandirenden Generals und die Saumseligkeit seiner Kriegsführung nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der Macht Englands bekommen hat. Es ist dies nicht das erste Mal, daß sich die gewichtigsten Stimmen der Presse gegen jede fernere Vergrößerung des Colonialreiches erheben; schon bei der Erwerbung Scindias und des Pendschabs vernahm man ähnliche Aeußerungen, denn der Engländer ist ein zu guter Kaufmann, um über dem nichtigen Ruhm nutzloser Eroberungen die Kosten, die der Krieg verursacht, zu vergessen.

Auf diese Neigung des Engländers hat auch die Friedensgesellschaft hauptsächlich gerechnet, als sie ihre Operationen anfang, sie hat aber ihr Ziel weit überschossen, und durch ihre Uebertreibungen in der letzten Zeit nur dazu beigetragen, ihr Streben lächerlich zu machen, und den politischen Einfluß ihrer Führer zu untergraben, wie sich jeden Tag mehr zeigt. Selbst in der radicalen Presse erheben sich Stimmen gegen Cobden's hyperchristlichen Friedensfanatismus, und er muß sich diese Woche von der befreundeten Weekly Despatch eine Strafpredigt gefallen lassen, die bei aller Anerkennung seiner sonstigen Verdienste die großen Einseitigkeiten seines agitatorischen Strebens stark hervorhebt. „Mr. Cobden,“ heißt es in diesem Artikel, „leidet an gewissen Mängeln der Erziehung, deren Abgewöhnung seinen Geist sicher gesünder machen würde. Er verachtet Alles, was er nicht weiß. Er kann sich nicht zu dem Glauben bewegen, daß Etwas, das er nicht besitzt, des Habens werth ist. Er macht die klassische Bildung lächerlich, von der er nichts weiß, und nur weil er weder ihren Geist noch ihren Nutzen versteht. Seine Verachtung vor dem Studium der Metaphysik hat er oft an den Tag gelegt, während die Verständigen ihn bedauerten, daß er nicht mehr davon weiß. Ein wenig von der Schärfe im Denken, welche die Übung in dieser Disciplin hervorbringt, hätte ihm viele seiner kleintlichen Verstöße gegen gesunde Vernunft erspart. Seine Begriffe vom militairischen Ruhm sind geradezu pueril. Wir stehen gar nicht an zu behaupten, daß die größten Eigenschaften des mensch-

lichen Charakters im Kriege in einer Weise zur Aeußerung kommen, die sich unter keinen andern Verhältnissen entwickeln können, und zwar ganz abgesehen von der Kriegursache. Die absurde Theorie Mr. Cobden's ist, daß, weil große Eigenschaften im Kriege, den er aus Prinzip mißbilligt, entwickelt werden, dieselben nicht groß sind. Nach ihm sind Muth, Beständigkeit, Selbstverläugnung, Unbestechlichkeit, Fassung und Selbstbeherrschung im Unglück, Mäßigung, Menschlichkeit und Ehrlichkeit im Sieg, unerschütterliche Treue gegen die, welche sich auf den Führer verlassen und von ihm abhängen, große administrative Begabung, fast allwissende Boraussicht, unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Hilfsmittel, und göttliche Geistesgegenwart keine großen Eigenschaften, wenn sie im Kriege zur Anwendung kommen. Sonach müßte also die Sache, in welcher Eigenschaften sich äußern, ihre Vortrefflichkeit bestimmen. Alltäglich geht Mr. Cobden, wenn er das Unterhaus besucht, zwischen den Bildsäulen Hampden's, und Falkland's, hindurch. Diese Männer fochten auf entgegengesetzten Seiten; aber wir wüßten wahrhaftig nicht zu sagen, welcher von beiden der größere Engländer, oder der aufrichtigere Patriot gewesen ist. War nicht Washington's Ruhm ein militairischer? War er nicht auf dieselben Eigenschaften gegründet, die Mr. Cobden an dem Herzog v. Wellington tadelt — auf freudige Zuversicht und Beständigkeit im Unglück — auf Treue gegen die, welche ihm den Befehl gegeben — auf Selbstverläugnung — auf Entsagung von leiblichen Genüssen — auf ein hohes Pflichtgefühl als das erste und größte Erforderniß? Die Sache der französischen Republikaner war gerecht; — aber ihre Werkzeuge, ihre Führer, ihre Thaten waren schändlich und verrucht. Die Sache des Prätendenten war schlecht, wer aber kann seine Geschichte lesen, den begeisternden Heroismus, die unerschütterliche Treue, die fleckenlose Ehre, die hochherzige Hingebung vieler Anhänger dieser verlorenen Sache sehen, ohne besser von dem menschlichen Charakter zu denken? Wir läugnen, daß die Sache die That heilige oder verdamme. Der Diener des Staats soll nicht sein Herr sein. Individuen sind nicht aus eigenem Rechte befugt, über die Klugheit oder Gerechtigkeit einer von der großen Allgemeinheit durch die legitimen Regierungsorgane beschlossenen Maßregel zu entscheiden. Die Verantwortlichkeit für einen Beschluß trifft nicht das Individuum, sondern die Gesamtheit. Der Einzelne hat weiter nichts zu thun, als die Pflicht, die ihm die ganze Gesellschaft aufgetragen hat, mit Aufrichtigkeit und getreuer Selbstverläugnung zu erfüllen, und je eifriger und ehrlicher er dies thut, desto höher ist er zu schätzen. Das vergißt Mr. Cobden in seiner Würdigung militairischen Verdienstes ganz und gar.“

Pariser Briefe. 6. — Die Börse schöpft neuen Muth, der Friede ist gesichert, die Armee wird reducirt, die Finanzen sind so glänzend, daß wir in unserer Verlegenheit, den Ueberfluß zu verwenden, den Sold der Unteroffiziere

jeglicher Waffe erhöhen. Das Capital Frankreichs hat sich um zwei Millionen vermehrt seit dem zweiten Dezember! Das sind Thatsachen, denen gegenüber jede Verläumdung und alle Angriffe der abscheulichen Times verschwinden werden. Wir wollen weder England erobern, noch Belgien verspeisen, noch auch die Savoyarden in Beschlag legen, und den Rhein haben wir längst vergessen. Die Verfasser der kriegerischen Broschüren: *Les limites de la France* und der *Lettres franques* sind Unruhestifter, verkappte Legitimisten, welche durch trügerische Schmeicheleien unserer Nationalvorurtheile den Kaiser zu einem dummen Streiche verleiten möchten. Doch die Herren haben ohne die Weisheit unseres Monarchen gerechnet, der *Moniteur* hat dieses Gewebe von Trug und Falschheit aufgedeckt. Er hat gezeigt, daß nur die Revolutionäre und die legitimistischen Ränkeschmiede von Krieg träumen, und zum Kriege treiben. Wenn England so viele Rüstungen für nöthig erachtet, so geschieht dies nur, weil die gesammte englische Presse in den Händen der zahllosen Flüchtlinge und Revolutionäre ist, die im Dunkel des Londoner Kohlendampfes ihr heillofes Wesen treiben. Daß auch Preußen von solchen falschen Ideen sich umgarnen läßt, das haben die Legitimisten und ihr Organ, die Preussische Zeitung, zu verantworten. Oestreich muß seiner Natur nach vor jedem Kriegsgedanken erschrecken, und seine Sorge läßt sich allenfalls noch begreifen. Rußland fürchtet, wie von jeder freisinnigen Regierung, die Ideen der französischen Demokratie — wie Herr Troplong, der Präsident des Senats, den gegenwärtigen Zustand Frankreichs nennt — könnten St. Petersburg mit der Cholera um die Wette incommodiren. Die Russen könnten auf telegraphischem Wege, oder durch Eisenbahnverschwörungen Lust nach unserer Pressfreiheit, nach unserem constitutionell-demokratischen Regierungssysteme bekommen. Der Kriegsglaube des Ostens hat daher seine innren, von unserer internationalen Politik ganz unabhängigen Gründe, und ohne diese würde ganz Europa den süßesten Friedenshoffnungen entgegenschlummern, und dem thätigen Ritter des allgemeinen Weltfriedens aus Dankbarkeit eine Sere-nade schnarchen. Frankreich, das heißt Napoleon III. verspricht den Frieden, und was Frankreich, das heißt Napoleon III. verspricht, war nie etwas Anderes als die reinsten Wahrheit, denn Frankreich, das heißt Napoleon III. ist stark genug, und fürchtet zu wenig, um betrügen zu müssen. Man kann nicht klarer, nicht überzeugender sprechen, und wir hoffen John Russell, Palmerston und Aberdeen werden sich das gesagt sein lassen. Frankreich hat so viel Eroberungen und Reformen im Innern zu machen, daß selbst der Ehrgeiz eines Mannes, wie der Neffe und Erbe Napoleon I. dadurch erfüllt werden kann. Die revolutionären Ideen sind noch nicht ganz erstickt, und man wird nicht so viel Anstrengungen und Blut darauf verwendet haben wollen, sie im Innern wenigstens zeitweilig zu unterdrücken, um sie nach außen hin durch einen Krieg wieder zu erwecken. So spricht der weise Präsident des kaiserlichen Senats, derselbe Troplong, der

nach einem solchen Ausspruche auf natürlichem Wege das Recht erlangt, das politische Axiom auszusprechen: Für Frankreich gäbe es für alle Ewigkeit keine andere Regierung mehr, als das Kaiserreich und den Bonapartismus. Heißt das nicht auf glänzende Weise die Verirrungen eines Momentes gut machen, die den ehemaligen Präsidenten des Cassationshofes so weit verblenden konnten, die Dechance Louis Napoleon's mit derselben Salbung zu proclamiren, mit welcher jetzt die Unfehlbarkeit des alleinseligmachenden Kaiserthums verkündet wird? Der Kaiser also wird keinen Krieg machen, weder dem Westen noch dem Osten, der Kaiser wird das staatliche Gebäude Frankreichs erst vollenden, um ihm dann die Krone der Freiheit auf's strahlende Haupt zu drücken. Bis dahin mag die müde Freiheit sanft schlummern, diese Ruhe wird ihrer angegriffenen Constitution nur zuträglich sein. Die Freiheit hat nach der Staatsstheorie unsrer Monarchen beim Aufbau eines Staatsgebäudes gar nichts zu schaffen, sie ist wie ein neugieriges Kind, das dem Architekten fortwährend zwischen den Beinen herumläuft und nur selbst Schaden nehmen kann, ohne zu helfen. Erst wenn das Werk vollendet und befestigt ist, dann mag sie erwachen und ihre Stimme erheben. Die Amerikaner, welche mit Hilfe der Freiheit ihre Constitution und ihre Republik aufgebaut haben, wissen nicht, was sie gethan, oder vielmehr, sie wissen es nur zu gut, sie leben nun in drückender und langweiliger Monotonie bald ein Jahrhundert unter denselben Gesezen, in derselben Weise, ohne Abwechslung und ohne Fortschritt. Wie anders Frankreich! Es hat in derselben Zeit das erste Ende der Bourbonen, den ersten Anfang und das erste Ende der Republik, den ersten Anfang und das erste Ende Napoleon's des Ersten, den zweiten Anfang und das zweite Ende der Bourbonen, den ersten Anfang und das erste Ende der Orleansisten, den zweiten Anfang und das zweite Ende der Republik, und den zweiten Anfang der Napoleoniden in bunten, interessanten und raschen Bildern an sich vorüberziehen gesehen. Wie unterhaltend! Und wem danken sie diesen reichen Wechsel an Schauspielen, wem anders, als dem weisen Grundsatz, daß jede Regierung immer zuerst an sich und dann an die Freiheit, das heißt an das Volk und das Land zu denken hat. Nur die zweite Republik hat eine Ausnahme gemacht, da hat die Regierung weder an sich, noch an die Freiheit, sie hat gar nichts gedacht. Auf die Freiheit müssen wir noch eine Weile verzichten, das geht aus dem feierlichen Versprechen der Thronrede klar genug hervor, unsre Regierung wird ihr heilsames Werk mit Hilfe anderer Handlanger zu Stande bringen. Sie hat sich andere Bundesgenossen auserkoren, als die Freiheit mit ihrem unbequemen Gefolge von Journalen, Reunionen, Debatten und Kritiken. Wir haben verständigere, gefälligere, umsichtigere und ausdauerndere Unterbaumeister. Da haben Sie zum Beispiel den Clerus — mit welcher Aufopferung, mit welchem Eifer nimmt er sich nicht der neuen Zustände an! Kaum trägt man ihm eine Arbeit, eine Sendung auf, und er strebt in seiner rastlosen Thätigkeit bereits

nach einer andern. In diesem Augenblicke ist er im Begriffe, die Regierung von der schweren Pflicht des öffentlichen Unterrichts zu befreien. Und wie zart, klug und rücksichtsvoll benehmen sich die Herren in den schwarzen Röcken nicht! Sie sagen den verschiedenen Privatlyceen und Privatpensionen durch das Organ der Regierung: Ihr laßt Euch nicht genug zahlen, Eure Professoren haben zu viel Nahrungsforgen und können nicht gut unterrichten, wir befehlen Euch daher, Euch jährlich zweihundert Franken statt Hundert Franken Universitätskosten (Schulsteuer) bezahlen zu lassen. Die Vorsteher der Lyceen bemerken freilich dagegen, daß sie dieses Plus an Kosten selbst tragen oder von den Familien verlangen müssen, und im ersten Falle gingen sie auf directe Weise zu Grunde, im zweiten auf indirecte, weil die Familien sich weigern würden, die beträchtlichen Kosten noch erhöhen zu lassen. Die Herren Priester zucken mitleidig mit den Achseln und meinen nun, dann wird man in unsre großen und kleinen Seminarien kommen, denn wir haben Geld und brauchen dem Staate nichts zu bezahlen, wir können also billiger unterrichten. Den Gemeinden nehmen sie ebenfalls die Last des Unterrichts von den Schultern und lassen sich blos die Gebäude modeln und die etwaigen Staatszuschüsse statt jeder Art von Entgelt geben. Die Regierung will, daß unsre Professoren besser bezahlt werden, und sie wendet sich an die ohnehin genug in Anspruch genommenen Familien, sie selbst hat kein Geld, dem öffentlichen Unterrichte zu Hilfe zu kommen, denn was uns trotz des glänzenden Zustandes unsrer Finanzen übrig bleibt, das brauchen wir für unsre Unterofficiere.

Wenn erst die Unterofficiere zufrieden gestellt, der öffentliche Unterricht geregelt, die Jury ein Wenig — der neuen Staatstheorie angemessen — reformirt sein und Frankreich religiöser gestimmt, die Ideen Voltaire's und Rousseau's von der ganzen Generation aufgefaßt sein werden, wie von Herrn Granier aus Cassaignac, dann mögen wir wieder an die Freiheit zu denken wagen. Bis dahin müssen wir unsre Entschädigung bei Monseigneur Sibour und bei Herrn von Maupas suchen.

Musik. Friedrich Kühmstedt in Eisenach hat eine vierte Sammlung Lieder mit Pianoforte bei Körner in Erfurt herausgegeben. Das Talent des Componisten neigt sich zu dem Sentimentalen und Elegischen, und auch in diesem Liederhefte sind diese Stimmungen vorherrschend und mit dem meisten Glücke behandelt. Die melodische Erfindungskraft kann nicht hervorragend genannt werden, doch weiß der verständige Künstler immer die richtige Stimmung anzudeuten und auf edle Weise zu zeichnen, so daß ein ernster Mensch einen ungetrübten Genuß erwarten darf. Besser belohnt wird sich beim Durchspielen des Hefts der Musiker finden, da eine Menge feiner und interessanter Züge seine Aufmerksamkeit bald fesseln. Die Gewohnheit des Orgelspiels und die große Übung des Componisten im Schreiben von Tonstücken für dieses Instrument verleiten ihn an einzelnen Stellen zu polyphonen Schwerfälligkeiten, welche dem Wesen des begleitenden Pianoforte nicht angemessen sind, und den Charakter des Liedes zu dem

des recitirenden und declamirten Gesanges umschaffen. Das erste Lied von Oscar von Redwitz ist auf den geringen Raum von drei Systemen beschränkt. Man hat in der letzten Zeit oft Lieder in diesem Miniaturrahmen gegeben, doch scheint es nicht der Mühe werth, die Musik zu solchen sentenzenartigen Gedichten zu verwenden, denn jede derartige kurze musikalische Ausführung hinterläßt den Eindruck des Unfertigen und Fragmentarischen.

Von Friedrich Marschner sind bei Hofmeister in Leipzig vier Duette für Sopran und Alt (op. 137.) erschienen. Sie sind in ihrem Inhalte und Werthe den letzten Gesangswerken Marschner's ziemlich gleich: Das Streben, Gefallen zu erregen, überwindet das Eingehen in die Tiefe. Das erste Duett, „Abend am Meere“, ist am Sorgfältigsten ausgeführt, es treten in ihm zwei selbstständige Stimmen auf; die andern darf man eher zweistimmige Lieder nennen. Unter ihnen wird das dritte, „der Schalk“, sich bald Freunde erwerben durch seine lieblichen und freundlichen Klänge. Auch Nr. 4., „das Kindesauge“, verdient Anerkennung.

Bildende Kunst. — Eine neue Landschaft von Professor Preller. Wenn von diesem trefflichen Künstler an andern Orte gesagt worden, daß jedes neue Bild von ihm einen neuen Schritt zu größerer Vollendung zeigt, daß er in seinen Wirkungen nicht auf neue noch nicht dargestellte seltene Gegenstände, auf Farbeffecte, überhaupt nicht auf bestechliche Neußerlichkeiten geht, sondern auf eine meist ernstere Stimmung, auf Durchdenken und Durchbildung der Composition, auf charakteristische Darstellung des Ganzen und Einzelnen, besonders aber auf Klarheit im Licht hinstrebt: so findet man das in seinem zuletzt, für Herrn Fr. Eichel in Eisenach gemalten größern Bilde von Neuem bestätigt. Auf demselben sieht man links einen sanften bewaldeten Abhang, mit drei Eichen im Vordergrund, fast in der Mitte; rechts Wasser mit bewachsenen Ufern und etwas Meeresferne, der Himmel mit zerrissenem Gewölk, wie nach eben vorüber gezogenem Unwetter, das man noch in der Ferne sieht. Das Alles, besonders aber die Luft, ist von einer Klarheit, einem Leuchten, wie man es kaum für erreichbar hält. Daß dieses Leuchtende der Farbe durch ein in neuerer Zeit in München geübtes und Professor Preller dort mitgetheiltes Verfahren, mit Tempera auf Kreidegrund zu untermalen, in höhern Grade ermöglicht wird, ist nicht zu bezweifeln. — Augenblicklich ist Herr Preller mit der Beendigung eines kleineren Bildes für die Frau Großherzogin von Weimar beschäftigt, wozu das Motiv aus der gebirgigen Umgebung von Eisenach genommen ist: Durch mehrere Gruppen schlanker Buchen öffnet sich die Aussicht auf eine Fels Spitze, Mönch und Nonne genannt; zu beiden Seiten bewachsene Berge. Die herbstliche Färbung der Bäume, in morgendlicher Beleuchtung mit leicht bewölktem blauen Himmel, macht einen höchst anmuthigen Eindruck, man möchte den sich unter den Baumgruppen hinziehenden Pfad wandeln, um des heitern Morgens zu genießen, es erweckt die volle Stimmung davon in dem Beschauer. — Ein anderes Bild von mittlerer Größe, eine Gebirgshöhe im heitern Zillertal mit Tannen und Bergwasser, das zwischen Felsstücken braust, für Herrn Hofmarschall von Voillou, sieht man in einem sorgfältig gezeichneten Carton und in der Untermalung in Tempera. Auf seiner letzten Studienreise hatte Herr Preller jene Gegend zu seinem Ziele genommen. Der Landschaftsmaler Raabe in Berlin hat den königlichen Prinzen persönlich seine Pläne zur Verschönerung Berlins vorgelegt und sich damit die vollste Anerkennung und Hoffnung auf spätere Ausführung dieser Pläne gewonnen.